

Neid und Vorurteil

Vermögen Vielen Deutschen gelten Reiche als egoistisch, materialistisch und rücksichtslos. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie, die erstmals fragt, wie die Gesellschaft auf eine privilegierte Minderheit blickt.



CHRISTIAN NILSON / 13PHOTO

Luxussymbol Pelzmantel: »Wer protzt, ist in Wahrheit ein armes Schwein«

Vielleicht muss man bei Vorträgen auf der Bühne ein T-Shirt mit dem Aufdruck »I love capitalism« tragen, um auf diese Frage zu kommen. Denn sie ist so naheliegend, dass sie keiner bislang gestellt hat, weil alle glauben, die Antwort bereits zu kennen: Was halten die Deutschen eigentlich von ihren Reichen?

So viel lässt sich schon an dieser Stelle verraten: nicht viel. Doch das ist nur die erste Antwort.

Rainer Zitelmann sitzt in Jeans und Socken auf einer geschwungenen Couch in seiner Dachgeschosswohnung am Kurfürstendamm. In den Bücherregalen stehen Fotos von ihm als Bodybuilder mit prallen Muskeln – auf anderen trägt er das Kapitalismusbekennnis auf dem T-Shirt.

Wenn man Zitelmann als »Kapitalisten« bezeichnet, empfindet er das nicht als Angriff. Er ist vermögend und steht dazu. Zitelmann ist ein Libertärer, der den Kapitalismus in Schriften und Vorträgen verteidigt. Er ist ein kontroverser Zeitgenosse, der keine Diskussion scheut.

Sein Vater war ein Schriftsteller und Theologe, der Geld verachtete. Er selbst war in jungen Jahren ein glühender Maoist, als Historiker schrieb er eine Dissertation über Adolf Hitler als Revolutionär, die für Diskussionen sorgte. Die brachen auch nicht ab, als er in den Neunzigerjahren als Cheflektor beim Ullstein/Propyläen-Verlag oder Ressortleiter bei der »Welt« der demokratischen Rechten ein Forum bot.

Ende der Neunzigerjahre war damit Schluss, und Zitelmann beschloss, reich zu werden. Er verdiente Millionen mit einer Beratungsfirma im Immobiliensektor, die er später verkaufte, und er schrieb Bücher über den Weg zum Reichtum. 2017 veröffentlichte er seine zweite Doktorarbeit über die »Psychologie der Superreichen« (SPIEGEL 7/2017).

Nun steckte Zitelmann mehr als ein Jahr Zeit und ziemlich viel Geld in das Vorhaben, eine Antwort auf die naheliegende Frage zu finden, was die Deutschen über ihre Reichen denken. Er las sich durch Hunderte Bücher und wissenschaftliche Artikel zur Vorurteilsforschung, zur Neidforschung, zur Klassenforschung.

Er beauftragte das Meinungsforschungsinstitut Allensbach mit der Entwicklung des Fragebogens, der repräsentativen Befragung von 1000 Bürgern in Deutschland und ihrer Auswertung; das internationale Institut Ipsos Mori übernahm diese Aufgabe in Frankreich, Großbritannien und den USA. Eine Agentur wertete die Berichterstattung über Reiche in ausgewählten Medien aus. Ein anderes Team schaute sich Kino-Blockbuster aus den vergangenen 28 Jahren an.

Herausgekommen ist die erste internationale Studie zu Vorurteilen und Neid

gegenüber Reichen. Ursprünglich sollte es eine Habilitationsschrift werden. »Weil ich aber in meinem Alter nicht mehr Professor werde, war das aussichtslos«, sagt der 61-Jährige. Also veröffentlicht er die Ergebnisse schlicht als Buch*. Und was er herausfand, erzählt eine Menge über die Deutschen und darüber, wie sie zum Geld stehen.

Zitelmann ließ den Befragten eine Liste mit 14 Eigenschaften vorlegen, die von »ehrlich« bis »gefühlskalt« reichen. Er wollte dann wissen: »Was meinen Sie, wel-

Vermögenswerte

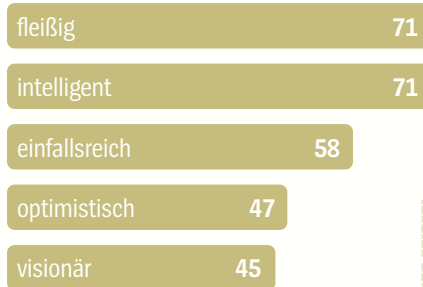
»Welche der genannten Eigenschaften findet man besonders oft bei reichen Leuten?«



Umfrage: Allensbach, April/Mai 2018; Angaben in Prozent; Befragte in Deutschland

Frage an diejenigen Befragten, die einen Millionär persönlich kennen

»Welche der folgenden Eigenschaften treffen auf diesen Millionär zu?«



DER SPIEGEL

che davon findet man besonders oft bei reichen Leuten?« 62 Prozent halten sie für egoistisch, 56 Prozent für materialistisch und die Hälfte für rücksichtslos, gefolgt von gierig und überheblich.

Die Hälfte der Deutschen stimmte der Aussage zu, dass die Superreichen, die immer mehr Macht wollten, schuld an vielen Problemen der Welt seien, »an Finanzkrisen oder humanitären Krisen« – mehr als doppelt so viel wie in Großbritannien. Selbst in Frankreich waren lediglich 33 Prozent der Befragten dieser Ansicht. Und die Deutschen reagieren auch

* Rainer Zitelmann: »Die Gesellschaft und ihre Reichen. Vorurteile über eine beneidete Minderheit«. FBV; 464 Seiten; 34,99 Euro. Erscheint am 11. Februar.

eher mit Schadenfreude, wenn ein Millionär mit einem riskanten Geschäft viel Geld verliert, als es Franzosen, Briten oder Amerikaner tun.

Weil Reichtum ebenso wie Armut relativ ist und jeder darunter etwas anderes versteht, gab Zitelmann eine Definition vor: Als reich gilt in der Studie, wer mehr als eine Million Euro, Dollar oder Pfund besitzt, neben dem eigenen Haus oder der eigenen Wohnung.

Wer sich mit Reichen selbst über deren Bild in der Öffentlichkeit unterhalten will, hat es schwer. Nur wenige sind bereit zu einem Gespräch, manche nur anonym. Reichtum in Deutschland ist diskret.

Die Absprache mit einem von ihnen läuft zunächst reibungslos. Er ist sofort bereit, mit Namen in diesem Artikel genannt zu werden. Nach drei Tagen ist ein Termin mit ihm in seinem Heimatort vereinbart.

Am nächsten Morgen schickt er eine E-Mail. Er habe am Abend mit seinem Sohn über das Projekt gesprochen. Dieser bitte darum, dass der Familienname nicht genannt werde: »Er befürchtet Nachteile für Familie und Unternehmen, wenn wir im Zusammenhang mit den Reichen genannt werden.« Ob das okay sei, er könne in dem Text ja als »anonymer Lebensmittelproduzent« zitiert werden.

Also heißt der »anonyme Lebensmittelproduzent«, der am letzten Tag des Januars in seinem Büro sitzt, hier Jürgen Schmidt. Der 70-Jährige ist Seniorchef eines mittelständischen Unternehmens, das nur im Ungefähren verortet wird, irgendwo in der Region von Mosel, Saar und Ruwer, wo jeder jeden kennt.

Schmidt hat nichts zu verbergen. Seit einigen Jahren führt sein Sohn das Familienunternehmen in der vierten Generation, und das erfolgreich. Es ist ein wichtiger Arbeitgeber mit einem dreistelligen Millionenumsatz. Es zahlt ordentliche Löhne, es hat einen Betriebsrat. Die Firma ist frei von Skandalen und Affären. Die Familie engagiert sich sozial, finanziert Stipendien und unterstützt Obdachlose.

Warum also die Bitte um Anonymität? »Wir werden hier am Ort nicht als wirklich Reiche wahrgenommen«, sagt Schmidt. Und die Familie wolle, dass es so bleibt. Namentlich genannt zu werden schade nur. »Wir bekämen dadurch eine Aufmerksamkeit, die wir nicht wünschen«, sagt er. Er will Neidkomplexe vermeiden, nicht nur im Ort, sondern auch in der Branche, in der er arbeitet.

Schmidt kleidet sich schlicht, er trägt keine teuren Uhren, keine Statussymbole. Die Familie besitzt vor allem Mittelklasseautos. »Bei uns fahren Mitarbeiter größere Dienstwagen als die Chefs«, sagt er.

Als sein ältester Sohn auf dem Gymnasium und etwa zwölf Jahre alt war, fragte er den Vater eines Tages nach der Schule:

»Papa, was ist ein Bonze?« Schmidt wollte wissen, wie er darauf komme. Das hätten die anderen Kinder in der Schule zu ihm gesagt, antwortete sein Sohn. Schmidt und seine Frau beschlossen, die Kinder auf ein Internat zu schicken. »Das Schlimmste ist, wenn die Kinder von sogenannten Reichen nicht anonym bleiben«, sagt er, »dann treffen sie nur noch auf Ressentiments.«

Wie nahezu alle wirklich Vermögenden verachtet Schmidt das öffentliche Bild von Reichtum, das Trash-TV-Millionäre wie die Geissens öffentlich zeichnen, weil es nichts mit seiner Realität zu tun hat: »Wer protzt, ist in Wahrheit ein armes Schwein.« In diesem Bild sieht er einen der Gründe für die Vorurteile. »Und dann gibt es bei vielen noch eine Angst, die Reichen könnten noch reicher werden«, sagt Schmidt, »dass sie alles beherrschen und dominieren könnten.« Was er natürlich anders sieht: »Wir werden durch den Staat doch viel stärker kontrolliert. Beim kleinsten Fehler heißt es, die wollen sich bereichern.«

Dass sich die Sicht nicht nur auf die Reichen verändert hat und das Land unersöhnlicher wird, hat für ihn einen weiteren Grund: »Die Deutschen sind die Einzigen, die jeden Menschen ideologisch einordnen wollen. Du bist der Linke, der Rechte oder eben der Reiche. Du kriegst den Stempel aufgedrückt.«

Wenn man Zitelmann fragt, warum er sich an die Studie machte, antwortet er: »Ich habe immer zwei Antriebsfedern, dass mich etwas ärgert und die Neugier.« Geärgert hatten ihn pauschale Urteile über Reiche. Etwa ein Protestplakat von einer Demonstration in Berlin, auf dem »Kill your Landlord« stand, oder die Überschrift über einem Text von Jakob Augstein auf SPIEGEL ONLINE, »Zur Hölle mit den Reichen«. Es war für ihn ein Gedankenexperiment. »Wie wäre die Reaktion gewesen, wenn dort gestanden hätte »Zur Hölle mit den Armen«?«, fragt er.

Seine Neugier war geweckt, als er anfang, wissenschaftliche Literatur über Vorurteile und Neid zu lesen, und feststellte, dass es Untersuchungen zu allen möglichen Minderheiten gab, aber so gut wie nichts zu den Reichen. Dass sein Forschungsgegenstand kontrovers ist, konnte Zitelmann bereits feststellen, als er mit anderen über sein Vorhaben sprach. »Viele haben sich ganz stark daran gestoßen, dass man Reiche als Minderheit bezeichnet«,



LEMRICH / DER SPIEGEL

Autor Zitelmann

Zwei Antriebsfedern – Ärger und Neugier

sagt er. Eine Minderheit gilt in der allgemeinen Vorstellung als etwas, das schutzbedürftig gegenüber der Mehrheit ist.

Als noch anstößiger werden es viele empfinden, dass er nicht nur den Vorurteilen nachging, sondern auch der Frage, wie stark der Sozialneid gegen Reiche in der Gesellschaft ausgeprägt ist. Es gibt viele Schwächen, die Menschen bereit sind einzuräumen, die Missgunst gehört nicht dazu. Sie ist eine Regung, die lieber mit moralisch hochstehenden Anliegen kaschiert wird. »Die Forschung zeigt, dass Menschen vor sich und anderen nicht zugeben wollen, wenn sie neidisch sind«, sagt Zitelmann.

Zunächst formulierte er die Definition für den Neid. »Als Neider gilt nur, wer den Reichen etwas wegnehmen will, ohne selbst etwas davon zu haben«, sagt er. Anhand der Antworten auf drei Fragen bildete Allensbach eine Skala, die zeigen soll,



wie stark die Menschen Sozialneid empfinden. »Ich kann mich an keine so einfache Skala erinnern, die so eindeutig Gruppen differenziert hat«, sagt Thomas Petersen, der Projektleiter für die Studie bei Allensbach.

Mit 34 Prozent, so die Studie, ist die Gruppe der Befragten, die einen ausgeprägten Sozialneid gegen Reiche empfinden, am größten in Frankreich, in Deutschland sind es 33 Prozent. In den USA und Großbritannien sind es lediglich 20 und 18 Prozent. Es ist nicht verwunderlich, dass in den Ländern des angelsächsischen Kapitalismus die Sicht auf die Reichen deutlich positiver ist als in Frankreich und Deutschland, Gesellschaften, denen das Versprechen auf Angleichung innewohnt, und die doch mit Ungleichheit leben müssen.

Dennoch hält die Umfrage in den USA eine Überraschung bereit. Denn in dem politisch gespaltenen Land klafft auch die Sicht der Jungen und der Älteren auf die Vermögenden deutlich auseinander. Dem Satz etwa, Reiche seien »gut im Geldverdienen, aber in der Regel keine anständigen Menschen« stimmten ledig-

lich 15 Prozent der über 60-jährigen Amerikaner zu. Bei denen unter 30 Jahren waren es 40 Prozent. Auch sonst stehen sie den Reichen kritischer gegenüber. Es scheint, als wachse dort eine »Generation Bernie Sanders« heran.

Ebenso überraschend ist, dass es in Deutschland eher umgekehrt ist. Ob Manager zu viel verdienen oder Reiche zu wenig Steuern zahlen, ob sie nur zu Wohlstand gekommen sind, weil sie sich auf Kosten anderer bereichert haben – das Urteil der Jüngeren fällt meist milder aus.

Bei allen Vorurteilen – es ist nicht so, dass Reichtum ausschließlich negativ gesehen wird. Es kommt darauf an, wie man ihn erlangt hat. Für die Mehrheit der Deutschen haben Selbstständige und Unternehmer ihr Vermögen verdient, ganz unten rangieren Banker, Immobilien- und Finanzinvestoren.

»Wenn ich in einer Bezirksverordnetenversammlung oder einer Bürgeranhörung auftrete, bin ich das personifizierte Böse«, sagt Jürgen Leibfried. Der 65-Jährige weiß, dass das auch mit der Branche zu tun hat, in der er arbeitet. Weil sie mit Wohnungen handelt und spekulative Gelder einsetzt. »Das ist verständlich, bei dem, was die Menschen derzeit erleben«, sagt Leibfried. Er ist einer der großen Projektentwickler in der Berliner Immobilienbranche.

Leibfried sitzt in einem Besprechungszimmer der Firma Bauwert, die ihm und einem Partner gehört. Im 13. Stock des Hochhauses am Kranzler Eck. Er kommt aus einer Münchner Beamtenfamilie. Während des Studiums zog er nebenher einen Schmuckhandel auf. Schließlich jobbte er bei einem Bauträger, er akquirierte Grundstücke und verkaufte Wohnungen. Als sein Studium 1982 zu Ende war, hatte Leibfried 180 000 Mark verdient und machte sich mit einem Kommilitonen selbstständig. Sie kauften ein Haus in Berlin, renovierten es und verkauften die Wohnungen schließlich an die Mieter. Es war der Grundstein für die Firma und sein heutiges Vermögen.

»Als ich noch klein war, in den Sechzigerjahren, war die Haltung vieler Menschen: Ich bin fleißig, mir geht es gut, meinen Kindern wird es besser gehen«, sagt Leibfried. Heute sage die Mittelschicht: Ich bin fleißig, noch geht es mir gut, aber meinen Kindern wird es schlechter gehen. Da sei die Flut der echten und vermeintlichen Fakten in den sozialen Medien, die für Frust sorgten. Die Furcht vor unbezahlbaren Wohnungen und die Angst vor Altersarmut. »Es herrscht eine große Verunsicherung in der Gesellschaft«, sagt er. All das färbe auf das Bild der Reichen ab.

Für die Vorurteile gegenüber den Reichen macht auch er zum einen die »Zerrbilder von Reichtum« in den Medien verantwortlich. »Diese pseudoreichen Vögel, die Konsum darstellen«, sagt Leibfried, »die Champagner trinken und Bedienstete quälen.« Oder die superreichen Hedgefondsmanager, die sich für 200 Millionen Dollar eine Wohnung kaufen. »Beide Typen machen vielleicht zwei oder drei Prozent der Reichen aus, und die andern sind normale Menschen, die verantwortungsvoll ihre Arbeit machen«, sagt er. Leibfried kann das Vorurteil nicht mehr hören, die einfachen Leute bezahlten ihre Steuern, und die Reichen würden bescheißen. »Das hat doch nichts mit der Realität zu tun.«

Und dann war da die Finanzkrise 2008, als der Staat die Banken mit Milliarden rettete. »Das hat den Zorn der Menschen geweckt, weil sie sich fragten: Was tun die für mich?«, sagt er. Aus diesen Quellen, glaubt er, speise sich die öffentliche Wahrnehmung seiner Person als das »personifizierte Böse«. »Ich habe in meinem Freundeskreis Menschen von der Linkspartei bis zur FDP, und die sehen mich ganz anders«, sagt Leibfried.

Es ist ein Phänomen. Es gibt kaum ein Thema, das die Menschen mehr bewegt



LEMRICH / DER SPIEGEL

Unternehmerin Ostermann

Gelernt, mit den Anfeindungen zu leben

als der Reichtum, und über das man zugleich so wenig weiß. Eine eigenständige Reichtumsforschung gibt es in Deutschland erst seit Beginn dieses Jahrtausends.

Zitelmann glaubt, dass viele Menschen Reichen moralische Werte absprechen, um ihr Selbstwertgefühl zu schützen. Er nennt das Kompensationstheorie. »Menschen schreiben anderen, die auf bestimmten Gebieten überlegen sind, auf anderen Gebieten Minuspunkte zu, damit sie sich wieder gleichwertig fühlen oder gar über andere stellen können.« Das gelte vermutlich nicht nur gegenüber Reichen.

Sicher ist, dass das Wissen um den anderen hilft. Nicht nur, wenn es um die Vermögenden, sondern immer, wenn es um Vorurteile geht. 17 Prozent der Befragten in Deutschland gaben an, dass sie mindestens einen Millionär persönlich kennen würden. Also legte Zitelmann ihnen nochmals die Liste mit den 14 Eigenschaften vor und fragte, welche auf den Bekannten zuträfen. Nun gaben 71 Prozent an, diese seien fleißig und intelligent, gefolgt von einfallreich, optimistisch und visionär.

Marie-Christine Ostermann hat sich nie versteckt. Sie machte eine Ausbildung zur Bankkauffrau, studierte Betriebswirtschaftslehre in St. Gallen und arbeitete dann als Bereichsleiterin bei Aldi Süd, bevor sie in den Betrieb der Familie ein-

stieg. Mit 27 Jahren wurde sie Geschäftsführerin des Lebensmittelgroßhändlers Rullko in Hamm, neben ihrem Vater. Heute ist sie 41 Jahre alt und führt ein Unternehmen mit 170 Mitarbeitern.

Es gab eine Zeit, da war sie das öffentliche Gesicht der Familienunternehmer. 2009 hatte sie den Vorsitz des Bundesverbands Junger Unternehmer für drei Jahre übernommen. Die Talkshows und Politisdungen rissen sich um sie. Ein junge Frau, eloquent und klar in der Sprache. Man nannte sie den »Liebling der Medien«.

»Ich wollte immer etwas bewegen«, sagt Ostermann. Politisch und für das Bild der Unternehmer. Anders als viele andere Vermögende glaubt sie, dass man sich zeigen muss, wenn man gegen Vorurteile ankämpfen will. Sie weiß aber auch, wie schwierig das ist. Wenn sich Ostermann für eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie einsetzte, war ihr der Applaus sicher. »Aber Sie kommen kalt rüber, wenn Sie sich gegen den Mindestlohn oder die Frauenquote aussprechen«, sagt sie. Sie hat gelernt, mit den vielen

Anfeindungen zu leben: »Ich musste mir nur abgewöhnen, im Internet und auf den sozialen Medien nach mir selbst zu schauen.«

Eine Gesellschaft wird immer darüber streiten, ob der Reichtum im Land gerecht verteilt wird. Problematisch wird es nur, wenn aus den Argumenten Stereotype werden. So gab es viele Gründe, warum Friedrich Merz hätte Vorsitzender der CDU werden können, und mindestens so viele dagegen. Nur einer sollte nicht automatisch eine Rolle spielen – dass er vermögend ist.

Aber gibt es einen Reichtum, den man genießen kann, den einem alle gönnen, sogar jene Menschen, die sonst ausgesprochen neidisch sind? Es gibt ihn, wie die Studie zeigt.

Auf den ersten Blick scheint es paradox, denn es ist ein Reichtum, der nicht auf eigener Leistung beruht, nicht einmal auf einem Erbe. »Aber gerade weil ihn wirklich jeder erlangen kann und sich niemand die Frage stellen muss, was der andere vielleicht doch besser kann, erweckt er keine Missgunst«, sagt Zitelmann. Man braucht nur Glück. Es ist der Lottogewinn.

Markus Dettmer

Animation
**Deutschland,
deine Reichen**

spiegel.de/sp072019reiche
oder in der App DER SPIEGEL

